



Niederdeutsches Heimatblatt



Nr. 53

Mitteilungsblatt der „Männer vom Morgenstern“

Heimatsbund an Elb- und Wesermündung, e. V.

Mai 1954

Das Bülzenbett zu Sievern in alten Schriften

Es gibt nur wenige „Hünengräber“ in deutschen Ländern, die so früh und so oft im Schrifttum behandelt und abgebildet worden sind wie das „Bülzenbett“ in Sievern. Als „Rivalen“ kommen dafür in Betracht die „Sieben Steinhäuser bei Fallingb., die „Karlsteine“ bei Osnabrück, die „Lübbensteine“ bei Helmstedt, „König Surbolds Haus“ im Hümmling, die „Brautsteine“ bei Albersdorf (Dithmarschen), der „Denghoog“ auf Sylt, der „Fennigkassen“ auf Rügen, die „Bisbecker Braut“ und andere Riesensteingräber in der Gegend von Althorn (Oldenburg).

Unter ihnen allen ist unser Bülzenbett aber dasjenige, das in der frühesten gedruckten Abbildung eines solchen Denkmals erkannt wurde. Diese Abbildung schmückt eine der Karten, und zwar die des Amtsbezirks Bederkesa, die der „Mathematicus“ und „Hochfürstlich-Heffen-Kassellische Geographicus und Historicus“ Wilhelm Dilich seinem 1604 in Kassel erschienenen lateinisch geschriebenen Werk über die Landeskunde und die Geschichte der Stadt Bremen und der zu ihr gehörenden „Präfecturen“ beigab. Ein Stück dieses sehr seltenen Werkes besitzt unser Städtisches Morgenstern-Museum. Aus der oberen rechten Ecke der genannten Karte (Größe 13 1/2 x 19 cm) ist die Darstellung, auf die es uns hier ankommt, etwas vergrößert wiedergegeben. Was den vermutlich aus Wabern in Hessen stammenden Dilich zu einem Werk über unsere Heimat veranlaßte, dürfte kaum noch festzustellen sein. Schon 1760 schreibt Joh. Heinr. von Seelen in Pratzes 4. Sammlung der „Herzogthümer Bremen und Verden“ über ihn: „Von diesem Geschichtsschreiber ist nicht viel Nachricht zu finden.“

Auch ohne Kenntnis des Textes wird jeder auf den ersten Blick in der Abbildung ein „Großsteingrab“ oder „Riesensteingrab“ erkennen. So werden solche Denkmäler heute im wissenschaftlichen Sprachgebrauch genannt, weil der Volksmund als „Hünengräber“ auch Hügelgräber bezeichnet, die keine Steinkammern enthalten. Die beiden menschlichen Gestalten sind selbstverständlich übertrieben klein dargestellt, um das Denkmal noch gewaltiger erscheinen zu lassen.

In der „Zugabe“ zu den „Hannoverschen Gelehrten Anzeigen“ aus dem Jahre 1752 schreibt ein mit Br(emen) und J. B. unterzeichnender Verfasser, daß die Abbildung das oder, wie er sagt, „die (Einzahl, also weiblich) „Bülzenbedde“ darstelle. In einem auszugswiese von ihm mitgeteilten Brief von einem „Gelehrten, und in der Bremischen Geschichte und Altertümern besonders erfahrenen Gönner“ heißt es, das Denkmal sei ein „heidnischer Altar von sehr großen Feldsteinen, welchen die Einwohner zu Sievern für das Begräbnis eines großen Generals ausgeben und Bülzebedde nennen.“ Wer „J. B.“ war, erfahren wir dadurch, daß Pratzje in Band 8 von „Altes und Neues aus den Herzogthümern Bremen und Verden“ 1774 den Aufsatz als den „Johann Vogts, weiland Predigers am Königl. Dom zu Verden“ abdrucken ließ. Hier nennt er, obwohl er 1770 in einer weiter unten angeführten Stelle auf sie hingewiesen hat, seine Quelle nicht, mit der der Abdruck in allen Einzelheiten — also nicht nur wörtlich, sondern auch in der Zeichnung, den fettgedruckten Stellen usw. — mit der alleinigen Ausnahme übereinstimmt, daß sein „Bülzebedde“ nicht mehr weiblich, sondern sächlich ist.

In dem „Gelehrten, und in der Bremischen Geschichte und Altertümern besonders erfahrenen Gönner“ haben wir mit größter Wahrscheinlichkeit den Geestendorfer Pastor Martin Mushard vor uns, von dessen Wirken als Altertumsforscher diese Blätter im Juni und Juli etwas brachten. In seinem dort behandelten „Palaeogentilismus

Bremensis“ schreibt Mushard klipp und klar: „Dilichius hat den Abriß des Bülzenbeddes gegeben.“ Daß er und J. (Johann) B. (ogt) „sicherlich recht damit haben“, schrieb ich (Forschungsgeschichte, Berlin 1938), bevor ich das Bülzenbett selbst gesehen hatte.

Ist aber wirklich das Bülzenbett dargestellt?

Bei Mushard beginnt der Abschnitt, der den eben angeführten Worten vorbegeht und die Riesensteingräber als heidnische Altäre erklärt folgendermaßen (nicht buchstabengetreu): „Das Monumentum Chaucorum prope Siverda, wie es von Ptolomaeo angeführt wird, meritierter zuerst eine Betrachtung. Man hält das sogenannte Bülzenbedde bei Sievern für dies Monumentum, und deshalb ist es auch von der Sprengung freigeblichen, weil es verboten worden. Aber einen kleinen Spaziergang davon war auf einem großen Tumulo (Hügel) ein gewaltiger, oben runder

Frühling

Frühling soll mit süßen Blicken
Mich entzücken und berücken,
Sommer mich mit Frucht und Myrten
Reich bewirten, froh umgürten.

Herbst, du sollst mich Haushalt lehren,
Zu entbehren, zu begehren,
Und du, Winter, lehr mich sterben,
Mich verderben, Frühling erben.

Clemens Brentano
(1778—1842)

★

Im Frühjahr prangt die schöne Welt
In einem fast smaragdnen Schein,
Im Sommer glänzt das reise Feld
Und scheint dem Golde gleich zu sein;
Im Herbst sieht man als Opalen
Der Bäume bunte Blätter strahlen;
Im Winter schmückt ein Schein wie Diamant
Und reines Silber Flut und Land.
Ja kurz, wenn wir die Welt aufmerksam sehn,
Ist sie zu allen Zeiten schön.

Barthold Heinrich Brockes
(1680—1747)

Stein auf andere gelegt, der ein weit beträchtlicher Ansehen hatte und es eher sein konnte. Mir ist gesagt, daß er gesprengt worden und viele Fuder (Steine) geliefert habe.“ (Ich wäre einem Philologen oder Althistoriker dankbar für Mittheilung, auf welche Stelle bei Ptolemaeus sich Mushard hier bezogen haben könnte.)

Hätte Dilich nicht Monumenta (Denkmäler), sondern Monumentum (Denkmal) Chaucorum (der Chaucen) auf das Steingrab geschrieben, läge der Gedanke nahe, daß es dasjenige sein könnte, das „ein weit beträchtlicher Ansehen“ hatte. Denn daß Mushard nur von einem gewaltigen Steine auf anderen redet, spricht nicht dagegen. Er kennt das Denkmal ja nur vom Hörensagen. Da er 1729 als Pastor nach Geestendorf kam, dürfte es in viele Fuder Steine zerfallen worden sein, schon lange bevor andere ebenso zerstört wurden, um seit etwa 1740 den holländischen Deichen „starke Vorsätze von Felsen und Feldsteinen zu geben“ (also wohl Deichfuß, Bühnen oder Schlen-gen). Wir erfahren das aus dem Aufsatz „Von den (sol) Handel mit Feldsteinen“ in den zu Göt-

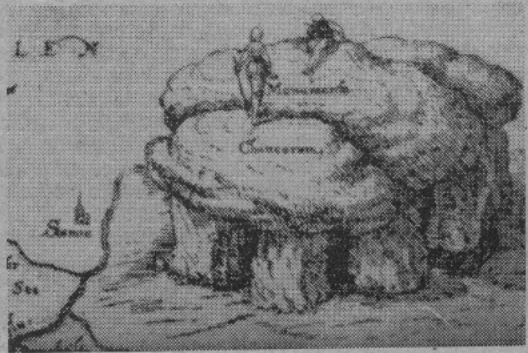
tingen erschienenen „Allgemeinen Unterhaltungen vom Jahre 1770“. Ein Verfasser ist hier nicht genannt, aber Pratzje berichtet in „Altes und Neues...“ bei seiner Übersicht über neue Schriften des Jahres 1770, der Aufsatz sei „ein Auszug dessen, was wir 1753, in einem Programm, unter dem Titel: Panis ex lapidibus (Brot aus Steinen), von dieser Sache geschrieben haben.“ Pratzje, der den Steinhandel als Gnade Gottes preist („Da, da sprach der Herr, daß unsere Steine im gewissen Verstande, Brodt werden sollten: und sie wurden auch“), schließt 1770: „Zu bedauern ist es nur, daß dieser Handel viele merkwürdige Monumenta Chaucorum... zerstört hat. Das größte Monumentum Chaucorum im Amte Bederkesa, ohn fern Seevern (so!), das Bülzenbedde genannt, von welchem Dilichius in Chron. Brem. auf der IX. Kupfertafel eine Abbildung, und weiland Pastor J. B. Vogt in der Hannov. gelehrten Anzeigen 1752... eine Beschreibung geliefert hat, ist gleichwohl unange-tastet geblieben.“ Auch Pratzje hat, wie wir hier sehen — und wie es auch aus „Altes und Neues“ 6, 1773, S. 299, hervorgeht — unsere Abbildung für die des Bülzenbettes gehalten. Dasselbe hat auch schon früher der Prediger Sam. Christ. Vapenberg zu Hamelnwörden im Lande Kehdingen getan, von dessen „Grundriß zu einer Geschichte des Herzogthums Bremen“ Pratzje die „Einleitung und älteste Geschichte in Band 1 seiner „Herzogthümer Bremen und Verden“ (Bremen 1757) aufnahm. Als erste Arbeit ließ Pratzje dort die nachgelassene „Abhandlung von den alten Einwohnern dieser Gegend, sonderlich den Chaucis“ des Rectors Georg Roth drucken, über dessen Leben und Schriften er später im 5. Band der „Herzogthümer...“ berichtete. Roth beschreibt die Decksteine des Bülzenbettes sehr gründlich und gibt von ihnen und den Tragsteinen meist genau Länge, Breite und Dicke, wenigstens aber außer der Länge entweder die Breite oder die Dicke an. Über die Einfassung der Kammer sagt er vorher, es sei „gegen Osten und Westen ein großer Wall aufgeworfen, welcher gegen Osten wohl 54 Fuß, gegen Westen aber 32 Fuß lang und 23 Fuß breit ist. Rund herum stehen bei 40 Steine, welche 4, 5 bis 6 Fuß hoch außer der Erde stehen, und 3, 4 bis 5 Fuß dick sind.“ Der aus Mitteldeutschland stammende Verfasser wirkte in Stade von 1714 bis zu seinem Tode 1723. Vorher ist m. W. eine so genaue „Aufnahme“ eines Riesensteingrabes — wenn auch ohne Planzeichnung — nicht gemacht worden. Für das Bülzenbett wurde sie erst überholt durch einen für seine Zeit vorbildlichen Plan des reitenden Försters W. Rudorff zu Holzburg, den Spangenberg seinem Aufsatz über das Bülzenbett in seinem „Neuen vaterländischen Archiv“ (1822, Bd. II) beigab. Dieser Aufsatz verdankt seine Entstehung einer kurz zuvor erschienenen Aufforderung des Ritters von Spilcker zur Bekanntmachung und Erhaltung vaterländischer Altertümer, die der Geschichts- und Urgefichtsforschung im Königreich Hannover großen Auftrieb gab.

Doch nun zurück zu der Frage: Hat Dilich wirklich das Bülzenbett dargestellt? Daß die Abbildung drei Decksteine zeigt, könnte dafür sprechen und nicht dagegen die Worte von Roth: „Der mittelfte Stein ist schon vor vielen Jahren vom Donner mitten durchgespalten.“ Denn zwischen dem Erscheinen von Dilichs Werk und Roths Verurteilung nach Stade liegen 110 Jahre. Vermutlich aber wollte Dilich weder von dem Denkmal, das nach Mushard vielleicht das Monumentum Chaucorum war, noch vom Bülzenbett einen „getreuen Abriß“ geben, sondern sozusagen das „Idealbild“ oder den Typus eines Riesensteingrabes. Schon, daß er, wie oben bereits bemerkt, nicht Monumen-

tum, sondern Monumenta (Mehrzahl) auf die Abbildung schrieb, spricht dafür, daß er kein bestimmes Denkmal zeigen wollte, noch deutlicher aber der Text. Dieser sei zunächst — eine Abweichung folgt nachher — so übersezt: „Man sieht in dieser (Herrschaft Bedertesa) auch viele Denkmäler der Riesen und der alten Chauten und Sachsen, die aus Steinen von gewaltiger Masse aufgeführt sind. Ihr Aussehen ist aus der folgenden Tafel ersichtlich.“

Aber wenn Dilich auch ein „Idealbild“ schuf, so war das ja kein Gebilde seiner Phantasie, sondern er hatte, wie er selbst sagt, viele solcher Denkmäler vor Augen, als er die Vorarbeiten für seine Karte machte. Muschard kennt noch deren zehn in unmittelbarer Nähe des Bühlzettes, von denen Kreisdenkmalpfleger Lust fürzlich einige Reste wiederentdeckt hat. Aber auch in der weiteren Umgebung des Bühlzettes konnte Dilich manche Riesensteingräber sehen, von denen mehrere erst im vorigen Jahrhundert, mindestens eins sogar erst nach dessen Mitte, zerfallen sind. Mit großer Wahrscheinlichkeit ist anzunehmen, daß neben dem damals wohl noch vorhandenen Denkmal, das nach Muschard „ein weit beträchtlicher Ansehen“ hatte, doch das Bühlzette auf Dilich einen besonderen Eindruck machte, und daß er deshalb hauptsächlich von diesem die Merkmale — insbesondere die drei großen Decksteine — für sein „Idealbild“ nahm. Ob der mittlere Deckstein des Bühlzettes damals noch nicht gespalten war, muß dahingestellt bleiben. Jedenfalls dürfen wir in der Annahme, daß Dilich mit „künstlerischer Freiheit“ verfuhr, doch wohl mit den alten Gelehrten sagen: Dilich hat den Abriß des Bühlzettes gegeben.

Es wurde damals noch darüber gestritten, ob solche Monumente von Riesen oder von gewöhnlichen Menschen errichtet wurden. Die heutige



Bezeichnung „Riesensteingrab“, bei der wir einerseits daran denken, daß die Gräber aus riesigen Steinen geschaffen wurden, hält andererseits die Erinnerung an die alte Anschauung wach. Einer Stellungnahme zu diesem Streit weicht Dilich wohl absichtlich im Text dadurch aus, daß er vorsichtshalber auch die Riesen zu den Erbauern gehören läßt — es sei denn, daß er sagen wollte, die Monumenta seien teils von Riesen, teils von den Chauten und Sachsen errichtet. Aber das dürfte ebenso unwahrscheinlich sein, wie wenn man annehmen wollte, die in Betracht kommenden Worte („gigantum et veterum Chaucorum Saxonumque“) seien zu übersezen: „der riesigen und alten Chauten und Sachsen.“ Dann hätte er ein schauderhaftes Latein geschrieben! Und das Zeugnis wäre zu berichtigen, das von Seelen ihm ausstellt: „Seine lateinische Schreib-Art ist so beschaffen, daß sie hingehen kann . . .“

Weiterhin erweist sich Dilich im Text auch dadurch als vorsichtig, daß er neben den Chauten auch die Sachsen nennt. Daß er an andere Völker nicht dachte, ist für die damalige Zeit selbstverständlich. Es dauerte noch länger als zwei Jahrhunderte nach Dilich, bis man überhaupt ernstlich erwog, ob einmal — abgesehen von sogenannten „Prä-Adamiten“ — Menschen gelebt haben könnten, von denen die Bibel und die griechischen und römischen Geschichtsschreiber nichts meldeten.

Über den Zweck der „Monumenta“ sagt Dilich gar nichts. Auch das ist vorsichtig. Von Muschard hörten wir schon, daß er die Monumenta für heidnische Opferaltäre hielt. Diese Auffassung war im 17. Jahrhundert herrschend gewesen. Aber als Muschard wirkte, also in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, war insbesondere von dänischen und schleswig-holsteinischen Forschern schon klar erkannt, daß es sich um Grabbauten handelt. Gerade in Niederachsen hielt sich jedoch die alte Anschauung noch lange.

Wir haben keinen Grund, darüber zu spötteln. Denn die Urgeschichtsforschung ist eine noch junge Wissenschaft. Diese Zeilen sollen vielmehr bei den Besuchern des Bühlzettes Achtung davor erwecken, daß schon seit Jahrhunderten sich Gelehrte mit ihm beschäftigten. Wichtiger freilich ist noch, daß jeder, der vor das Bühlzette tritt, sich in Ehrfurcht bewußt ist, daß hier einst frühere Bewohner unserer Heimat — und vielleicht sogar ferne Ahnen von ihm selbst — zur letzten Ruhe gebettet wurden. Dr. Hans Gummel

Ernst Gock, ein Veteran der Malkunst

In Cuxhaven wurde ein einheimischer Künstler hoch gefeiert: der Maler Ernst Gock, geboren 27. Februar 1869, beging in erstaunlicher Rüstigkeit seinen 85. Geburtstag. Die Familie Gock stammt aus dem Lande Wursten; sein Vater, der Klempnermeister Heinrich Gock, wurde 1827 als Sohn eines Schneiders in Bremen geboren und hat unter seinen Ahnen bekannte Wurster Namen der alten Zeit aufzuweisen, wie Plantz, Luis, Deltje, Dürel. Mütterlicherseits entstammt Ernst Gock der Rixebütteler Familie Sutor, die sich von einem schwedischen Regimentsquartiermeister herleitet, der um 1710 nach Bremervörde verschlagen wurde. Wie unser Cuxhavener Obmann Walter Höpcke — ein Neffe des Künstlers — in einem Vortrag über „Ernst Gocks Ahnenerbe“ auf Grund eigener Forschungen am Festabend ausführte, war die Familie Sutor in der ehemals freien Reichsstadt Vöhrich in Oberschwaben alt-eingewurzelt, und zu ihrem Verwandtschaftskreise gehörten bekannte Künstler, wie Joh. Heinrich Schönfeld, der große Maler des Frühbarocks in Augsburg, und der berühmteste deutsche Goldschmied, Joh. Melchior Dinglinger, Hofschatzmeister Augustus des Starken, während dem norddeutschen Zweig der Familie der Romantiker Friedrich Wasmann und der Hamburger Karl Otto Matthaei angehören. Sechs namhafte Künstler waren es, die der Vortragende an Hand von Stammtafeln und Lichtbildern als Nachkommen eines gemeinsamen Künstler-Stammvaters darstellte, nämlich des Bildschnitzers und Schreiners Hans Hochmann, dessen gotische Kanzel von 1521 noch heute in der Stadtpfarrkirche zu Vöhrich als Kunstwerk gezeigt wird.

Auch Ernst Gock fühlte von Jugend auf den Drang zum freien Künstlertum in sich. Nach beendeter Dekorationsmalerlehre besuchte er die Kunstschulen in Köln und in Berlin. In zehn Jahren praktischer Arbeit als Dekorationsmaler in Hamburg erwarb er sich die Mittel zum Besuch der Akademie. Von 1901 bis 1911 studierte er an der Hochschule für bildende Künste in Berlin unter Anton von Werner und seinen Mitarbeitern. Als reifer Mann kehrte er in die Heimat zurück, die ihn nun nicht wieder losließ. Zunächst war es die Bekanntschaft mit Carl Binner, die ihn in Cuxhaven festhielt, dann der erste Weltkrieg und die nachfolgenden Inflationsjahre. Schließlich wurde die hochbetagte Mutter, bei der er lebte, und die er nun bis zu ihrem Tode betreute, das unlösliche Band. Als sie starb, stand er schon im 60. Lebensjahre. Und so blieb er der Heimat treu, die erst jetzt begann, ihn und seine



Prof. Dr. Karl Lohmeyer

Kunst anzuerkennen, nachdem sie ihn lange verkannt und verschmäht hatte.

Es ist auch nicht leicht, seinen eigenwilligen Stil zu verstehen. Der Cuxhavener Kunsthistoriker Dr. Otto Böttcher stellt ihn in seiner Schrift „Ernst Gock — ein Beitrag zur Kunst des 20. Jahrhunderts“, die zur Feier des Tages von der Ernst-Gock-Gesellschaft herausgebracht wurde, als den Neoimpressionisten dar, dessen Palette nur wenige Farben enthält und eine klare Entwicklung zur Hellmalerei erkennen läßt. Wir bringen als Abbildung das Porträt seines Altersgenossen Prof. Dr. Karl Lohmeyer, des allbekannten Vetersans des Morgensterbens, der kürzlich sein 86. Lebensjahr vollendete, das Originalbild ist eine Ritzzeichnung aus seiner reichsten Schaffenszeit, um 1940. — Noch heute ist Ernst Gocks Arbeitskraft ungebrochen. Seine Bilder sind nur zum kleineren Teil in Cuxhaven verblieben, die übrigen sind über ganz Deutschland verstreut.

Der Brothaken, aus altem bäuerlichem Hausrat

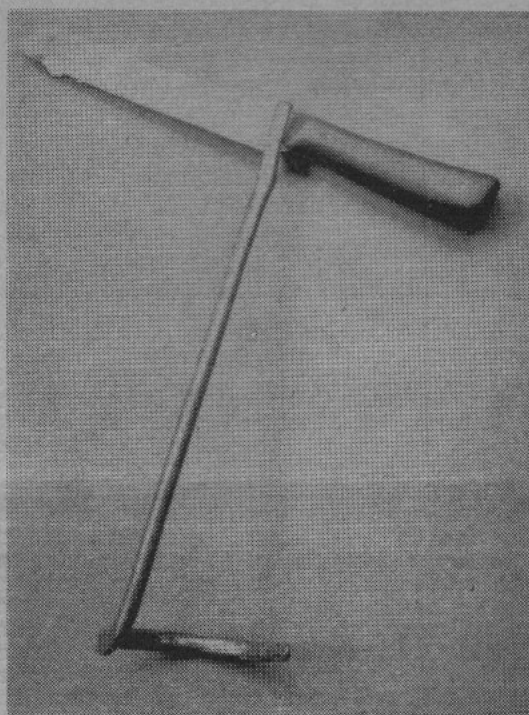
Die letzten Feinheiten eines romanischen oder gotischen Domes, Sinn und Bedeutung der einzelnen Stücke seiner Innenausstattung versteht von Haus aus nur, wer als Katholik geboren und erzogen ist. Ähnlich ist mit allem Brauchtum und mit allem Gerät des Bauernhauses im Grunde

Stadtmensch mehr über alten bäuerlichen Hausrat wissen als der Bauer selbst.

Der Leiter des Otterndorfer Kreismuseums, Rektor Tienisch, fragte mich vor Jahr und Tag, ob ich einen Brothaken kenne und ob das Morgensternmuseum einen besitze oder haben wolle? Brothaken — was mochte das sein? Ein Haken, um gebackene Brote aus dem Backofen zu ziehen? Naun. Nun, ich bekam das Ding gewiesen und aus einem Vorrat von mehreren eins mitgegeben. Und wenn ich das Wort gleich im großen Deutschen Wörterbuch der Brüder Grimm nicht fand, so doch die Sache wenigstens bei Heinrich Ottenjann „Das Museumsdorf in Cloppenburg“ (Oldenburg, Stalling, 1944), und sie war doch der einen oder anderen Besucherin unseres Museums aus Kindheitstagen bekannt.

Im Bergischen Land, wo man ein ähnlich kräftiges Schwarzbrot mit glasharter Rinde backt und ist wie bei uns, pflegte man zu fordern, ein junges Mädchen dürfe erst heiraten, wenn sie ein solches Brot freihändig aufschneiden könne. Das wird im Zeitalter der Brotmaschine den heiratslustigen Mädchen keine Sorgen mehr bereiten. Auch diese „Maschine“ verlangt ja noch den Einsatz menschlicher Kraft, aber in geringerem Maße.

Dazu sollte auch unser Brothaken verhelfen. Der etwa 31 Zentimeter lange dünne Eisenstab hat an einem Ende eine längliche Eise; das andere Ende ist rechtwinklig umgebogen und zu einem Halbkreis geschmiegt. In die Rundung legte man den Unterarm und sahnte das durch den Schlitz gesteckte Messer. Ottenjann sagt: „Der Brothaken, der hinter den Ellbogen gelegt wurde“ — dazu sind allerdings die mir bekannten Stücke zu kurz, auch für einen Frauenarm. Wer auf großem Fuß zu Frühstück und Abendbrot für viele Menschen Brot aufzuschneiden hatte, dessen Arm konnte wohl erlahmen. Mit diesem Werkzeug wurde ihm die Arbeit beträchtlich erleichtert; es gab Halt für Hand und Arm, es war erprobt. Aber wo war es im Gebrauch? Und: ob es heute noch irgendwo in Stadt oder Land gebraucht wird? Schr.



nur vertraut, wer darin aufgewachsen. Sicher ist vieles lernbar, und gelegentlich, zumal bei älteren Dingen, die außer Gebrauch gekommen sind, mag der gelehrte, aus Buch und Reisen geschulte

Unsere kleine Sprachecke

De Wilt dor buten driwt dat rieflisch bunt,
Dor hilpt of woll keen Grunweln un keen
Grämen.
Un güng nu gor de Modersprat to Grund, —
Denn müssen wi uns vör uns sülbst wat
schämen.

Hinrich Braasch

Leitwort zu seiner Gedichtsammlung
„De ole Harmonika“.

Hinrich Braasch hat schon recht: wir mühten uns schämen wenn wir unsere Muttersprache verkommen ließen. Er denkt dabei an das Plattdeutsche. Gut! Bei aller Liebe zum Plattdeutschen aber muß doch gesagt werden: wo würden wir hinkommen, wollte jede Landschaft den Anspruch stellen, ihrer angestammten Sprache für alle Lebensverhältnisse möglichst Allein- und Allgemeingültigkeit zu verschaffen? Denn was dem Plattdeutschen recht, ist dem Schwäbischen oder Bayerischen billig. Wir würden wieder in Stammesgruppen zerfallen — Bayern und Schwaben, Thüringer und Franken und Sachsen!

Einen Vorgesmack solcher Sprachverwirrung konnte man im ersten Weltkrieg in Nordfrankreich erleben, wo ein oberbayerisches Landsturm-bataillon Rosenheim, ein schwäbisches Ellwangen, das ostfriesische Aurich, das südhannoversche Göttingen und das schleswig-holsteinische Kiel (von Posen und Saarbrücken zu schweigen) nahe beisammen lagen und gelegentlich zu einem Landsturm-Front-Regiment zusammengefaßt wurden. Unter den Kielern war doch eine stattliche Zahl von härtigen Kriegern, die von Hause dänische Briefe der Ehefrau und in Deutschland gedruckte dänische Zeitungen bekamen. Alle aber hatten längere Zeit im sogenannten Okkupationsgebiet in Bürgerquartieren gelegen und sich in das Französische bei ihren Quartierwirtinnen leidlich hingeliebt. (Wie rasch das geht, erleben wir ja in unsern Besatzungsgebieten, nur gleichsam mit umgekehrten Vorzeichen.) Wie verständigten sich der Schiffer aus Westrhanderfenn und der Holzfäller aus Ruffstein? Indem sie französisch radebrechten!!

Nein, die Errungenschaft einer alle umschlingenden Einheits- und Hochsprache, nach Vorstufen um 1200 das Werk der kursächsischen Kanzlei, Luthers, unserer großen Dichter, darf nicht wieder verlorengehen. Und — in zunehmendem Maße — für wieviele bedeutet sie allein die Muttersprache! Wir dürfen also Braaschs Bierzeiler getrost auch auf das Hochdeutsche anwenden. Auch das Hochdeutsche bedarf in einer Zeit der Massen- und Geschwindschreiberei allerdings der Pflege.

Sehen wir also unsre gelegentlichen Spracheden-Betrachtungen hoffnungsvoll fort.

Die Beifügung im 3. Fall?!

Eine neue sprachliche Modetorheit tritt wie eine Seuche auf. Es ist aber, besser gesagt, eine Sprachlumperei, und es ist zu hoffen, daß sie, wie Seuchen meist, bald verschwinden, an ihrer vollkommenen Sinnlosigkeit eingehen wird. Wir meinen die Erscheinung, daß man die Beifügung, den Beisatz zu einem Hauptwort, grundsätzlich im dritten Fall findet. Das ist noch nicht alt, erst von gestern, und diese Krankheit steht augenblicklich in voller Blüte. Wohin man auf bedrucktem Papier sieht, ist sie plötzlich da. Hat der Verfasser so geschrieben? Ist es ihm beim Satz hineinverschlummert worden?

Um niemandem zu nahe zu treten, nur zwei Beispiele aus unserm eigenen Morgenstern-Schrifttum, die trotz sorgfältigster Durchsicht stehen geblieben — oder hineingesezt worden sind. Jahrbuch 34, Seite 51: „Ortsnamen auf die Endung kop, dem holländischen Suffix...“ Heimatblatt 48: „Er begab sich in das Blie, einem Ausfluß der Zuydersee.“

Spürt nicht ein jeder, ob plattdeutsch oder hochdeutsch denkend, die vollkommene Denkwidrigkeit? In diesen beiden Beispielen gehört die Beifügung beidemal zu einem Hauptwort im 4. Fall. „Auf die Endung“, also: auf wen oder was? „In das Blie“, also: wohin? Darauf kann nur ein 4. Fall antworten! Und denknottwendig wird nun auch die Ergänzung, die Beifügung, der Beisatz — nennt es, wie Ihr wollt! — in gleicher Richtung, im gleichen Fall gefordert, also: „Auf die En-

dung — kop, das holländische Suffix“ und „In das Blie, einen Ausfluß“!

Höchst einfache Regel: die Beifügung steht im gleichen Fall wie das Beziehungswort.

Amanda (wer? 1. Fall!), das schönste Mädchen (auch wer? Also auch 1. Fall!) des Dorfes, gab Amandus einen Korb.

Amandas (wessen? 2. Fall), des schönsten Mädchens (auch wessen? Also auch 2. Fall!) im Dorfe, Weigerung brachte ihn zur Verzweiflung.

Aus Liebe zu Amanda (zu wem? 3. Fall!), dem schönsten Mädchen (auch zu wem? Also auch 3. Fall!) des Dorfes, griff er zur Waffe.

Er schoß auf Amanda (auf wen? 4. Fall!) das schönste Mädchen (auch auf wen? Also auch 4. Fall!) des Dorfes!

Kein alltägliches Strandgut

„Strandgoot“ hat unser niederdeutscher Dichter Rudolf Rinau eins seiner bekanntesten und gern gelesenen Bücher genannt.

Nichts Besseres als zum „Stranden losgehen“, wie uns einmal ein älterer Wurster Landsmann erklärte. Früher, zur Zeit der Segelschifffahrt, bei den noch viel zahlreicheren Strandungen auf den Watten, Sanden und Platen unserer Küste, soll sich solches Stranden noch mehr gelohnt haben, obwohl man das immer wieder angeführte Kirchengebet „um einen gesegneten Strand“ ins Reich der Legende verweisen muß. Unter anderem erzählten unsere Alten von einem „Apfelsinenstrand“, von einem „Gummistrand“ beim Schiffbruch 1855 des mit solchen Gummiswaren beladenen „George Canning“ und auch von einem „Uhrenstrand“ in jenen Jahren. Als derzeit in Bremen an der Nordsee drei Brautpaare gleichzeitig vor dem Traualtar standen (es handelte sich bei den Bräuten um drei Schwestern), konnte jede der Bräute eine Uhr von diesem „Strand“ mit in die Ehe bringen.

Am seltsamsten war doch ohne Frage das Strandgut, das vor über 70 Jahren auf dem Watt bei Dörum anlandete. Die alten Leute konnten uns noch berichten, wie sie von weither damals hingewandert sind im März und April 1882, dieses Strandgut zu besichtigen, wobei sich die Leute dann allerdings heftig die Nase zuhielten, denn es handelte sich um einen riesigen Walfisch, bei Ewerland gestrandet. Selbst aus Bremerhaven und Geestemünde kamen Schaulustige mit dem flaggengeschmückten Dampfer „Geestemünde“ am 2. März 1882 bis zur sogenannten Jungfernbake gefahren. Ein Teilnehmer dieser Strandfahrt schildert das so:

„In der Nähe der Stundenglas-, Becher- und Mühlenbake gingen wir zu Anker und bestiegen gruppenweise die mitgebrachten, resp. von in der Nähe befindlichen Schiffen entliehenen Boote, die uns an den nahen Watrand bringen sollten. Wer

Brechen wir den Schauerroman ab; hoffentlich schoß er vorbei. Und da Theologen, Juristen, Mediziner, Philologen, Grammatiker, Historiker, Ästhetiker usw. sich gern untereinander durch ihre termini technici verständigen, sagen wir es noch einmal in dieser oft in der Tat eindeutigen, fast notwendigen Fachsprache:

Die Apposition (oder die substantivische Ergänzung) steht im gleichen Kasus wie das Beziehungswort.

Nachträgliche Befrucht

Zur kleinen Sprachecke aus Peter Bamm (= Curt Emmerich) „Die unsichtbare Flagge“. Er schildert die Zustände an der südrussischen Front im letzten Kriege und sagt: „Es kam vor, daß ein friesischer Fischer und ein Weinbauer aus der Steiermark sich am ehesten noch russisch miteinander verständigen konnten.“

sich nicht wasserdichter Stiefel erfreute, wurde auf dem Rücken der Schiffer aufs Trockene expediert, da auch die kleinen Boote nicht nahe genug herankommen. Endlich waren wir an Ort und Stelle, die unzähligen Möwen, Enten usw. durch unseren ungewöhnlichen Besuch von ihrer ledernen Mahlzeit aufschreckend.

Der Fisch ist wirklich von enormen Dimensionen, eine sofort vorgenommene Messung ergab 23 Meter Länge, 10,5 Meter größten Umfang. Die Farbe der äußeren Haut ist dunkelblaugrau, leider zurzeit nur noch schlecht erkenntlich, da der Cadaver behufs Thran- und Fischbeingewinnung von Fischern vielfach zerstückelt und ausgeweidet ist. Auch die Verwesung hat schon so bedeutende Fortschritte gemacht, daß zwei von den anwesenden Herren, obwohl sie auf festem Grunde standen, deutliche Zeichen der Seekrankheit zu erkennen gaben. Unten war der Fisch, wie die Spitzen der Flossen, des Leibes usw. mit kurzen Fischbeinhäutchen besetzt, die von uns als Andenten abgeschnitten und mitgenommen wurden. Die langen Fischbeinstübe fehlten natürlich längst, da der Fisch nach Aussage der ihn mit Art, Messern, Sägen und selbst mit Sensen bearbeitenden Fischer bereits vor zwölf Tagen gestrandet sei.

Später, so kann man aus anderen Berichten feststellen, ist dieser gestrandete Koloss von einem Zinkenwerder Ewer in Schlepptau genommen worden. Die Zinkenwerder haben dann den Rest des Speckes abgeschnitten und das mächtige Tier darauf seinem Schicksal überlassen.

übrigens war dieser Wal nicht der einzige, der sich an unsere Wasserkante verirrt. Bekanntlich hängt in der Bremer Rathshaushalle das Bild eines Walfisches, der am 8. Mai 1669 sich in die Weser bis Jesumbrock verirrt hatte und dort erlegt wurde. Mit einer Länge von nur 27 Fuß kommt er allerdings seinem Ewerandgenossen von achtzig Fuß nicht gleich. J. S. Müller

Vom Büchertisch

Neues Hamburg VIII. Zeugnisse vom Wiederaufbau der Hansestadt. Hgg. Erich Lüth. Hamburg, Hammerich & Vesser, 1953. Fol. 116 S., kart., 4,50 DM.

Vor einigen Jahren war Werbeschlagwort: „Jeder einmal in Berlin!“ All die schönen Veröffentlichungen, mit denen Hamburg seine Gäste im Sommer der Ausstellungen, Feste, Tagungen begrüßt und geführt hat, sagen dasselbe für Hamburg. Obgleich es das wohl gar nicht nötig hätte: seine Einwohnerzahl hat mit 1¼ Millionen den alten Stand schon wieder erreicht, und die Besucher sind nicht zu zählen. Der gewaltige Körper mit seinen Arbeitsmöglichkeiten und Anregungen zieht an wie der Magnetberg, und es lockt das Besondere des eigentümlichen Stadtstaates.

Was da in wenigen Jahren geleistet ist, davon berichtet das vorliegende achte Heft der Reihe „Neues Hamburg“. Der Umschlag: auf dem Silbergrau einer Fliegeraufnahme der rings umbauten Alster liegt taubepert eine rote Rose — Huldigung an die einmalige Schönheit dieser

Stadt. Der Herausgeber ist der Direktor der Staatlichen Pressestelle Hamburg; das gibt dem Heft (vielleicht) einen halb amtlichen Einschlag, und Senatoren (Büch über die Gartenbauausstellung; Landahl in erfreulich freizeitheligen Ausführungen über Staat und bildende Kunst), und Bürgermeister haben mit entscheidenden Äußerungen aus ihrer dienstlichen Tätigkeit mitgearbeitet: Nebermann mit der Ansprache bei der ersten Vereidigung auf das neue Staatsgrundgesetz; Brauer mit der Rede zur Einweihung des Denkmals für 55 000 (!) Bombenopfer. Solche Beiträge machen das Heft fast zur geschichtlichen Urkunde. Aber sie bedeuten nicht Verzicht der andern Mitarbeiter auf eigene Meinung und freimütige Ausstellung an Geleitetem und Unterlassenem. So, wenn Hans Remfisch überlegt, warum Lessings vom Gänsemarkt entferntes Denkmal noch immer keine bleibende Stätte gefunden hat.

Der Herausgeber hat das Verdienst, sehr vielseitige und durchweg gehaltvolle Aufsätze zusammengebracht, sie oft mit einleitenden oder abschließenden Worten und mit einer Auswahl vorzüglicher, ganzseitiger Bilder begleitet zu haben, die nicht nur Aufnahmen aus der Stadt sind, sondern auch Arbeiten Hamburger Künstler wiedergeben. Gewandte Federn wettersen — sachlich, geistvoll, sprizig, wie es einem jeden gegeben —, das Kulturleben der Stadt in seinem Wiederaufbau zu schildern. Eine Würdigung gilt dem kaum bekannten, doch so fruchtbaren Dichter, Schriftsteller, Übersetzer Carl Albert Lange; andre behandeln Theater und Musik, Schulen und vor allem neues Bauen in Hamburg. Dazwischen sind auflöckernd Gedichte von Tetjus Tügel, Alice

Derwandter Ausdruck gleichen Denkens in niederdeutschen Städtereimen

Rostock

Söbn Törn to Sint Marienark,
Söbn Straaten bi den Groten Markt,
Söbn Doore, so dar gahn to Lande,
Söbn Koopmannsbrücken bi dem Strande,
Söbn Törn, so up dat Radhus stahn,
Söbn Glocken, so dargliden slan,
Söbn Linden up den Rosengorn:
Dat sijn de Rostocker Kennemorn.

Stad Grunnen (Groningen)

Zeeven poorten, dy naar't land tou goan,
Zeeven stroaten, dy aan't Bismarkt stoan,
Zeeven daipen, dy tot stad oetkamen,
Zeeven piepen over de woaterstromen,
En aan Martinikerk vies deuren, —
Dat bin d'olle vies maarken,
Dy bie de stad van Grunnen heuren.

Eckert-Rotholz, Albert Goetz u. a. eingestreut. Erich Lüth leitet das städtische Fest mit einer Betrachtung „Das schöne Hamburg“ ein; er spricht („Die große Verwandlung Hamburgs“) über den neuen Alsterpark (der nun, einer Anregung schon Lichtwarks folgend, ältere und jüngste Bildhauerwerke im Freien zeigt — den einen zur Freude, andern zum Argernis) und die neue Lombardbrücke; und er schließt mit einer Stadtführung ab in der Art der einstigen entzückenden gelben Bändchen „Was nicht im Baedeker steht“.

Jrgendwo darf ich, auf 60 Jahre Hamburg zurückschauend, widersprechen. Hans D. Biermann-Ratjen beklagt in dem Aufsatz „Kunst-Sehen und Seh-Kunst“ beider Verfall. Ob die Masse, mit der wir heute rechnen wollen und müssen, das in ihrer Gesamtheit früher gekonnt hat, ob es in dem gewünschten Umfang je zu erreichen ist? Immerhin: vor mir liegt eine Hamburger Textile. Der Kaufherr hat einige chinesische Schriftzeichen darauf gesetzt (die hoffentlich nicht bedeuten „Dreimal abgebrühter Tee für die verfluchten Christenbunde!“) und darunter ein Wort eines Dichters der Sungzeit Li Chih-lai: „Drei Dinge auf dieser Welt sind höchst beklagenswert: das Verderben bester Jugend durch falsche Erziehung, das Schänden bester Bilder durch gemeines Begaffen und die Verschwendung besten Tees durch unsachgemäße Behandlung.“ Allerhand! Der Teehändler hätte sich ja auf die mangelhafte Teebereitung beschränken können. — Und der Verfasser verurteilt „die Amüsität des Lehrplans unserer alten Schulen“. Das hat ohne Zweifel leider sein Wahres. Doch mit Unterschied. Vielleicht habe ich ja Glück gehabt. Als ich Mitte der 90er Jahre von einer westfälischen Volksschule auf die Vorschule der Gelehrtenschule des Johanneums zu Direktor Friebländer in den jetzt vom Museum für Kunst und Gewerbe eingenommenen Räumen versetzt wurde (wie man sich vorstellt), da gab es ein mir bis dahin unbekanntes, dann sehr lieb gewordenes Fach „Anschauung“ — es mag auch das auf Lichtwark zurückgegangen sein; es war ja seine und Brindmanns Zeit. Dann kam ich ins Rheinland, wieder auf eine Volksschule, denn Vorschulen gab's in Rheinland und Westfalen nicht, leider auch nicht das Hamburger Unterrichtsfach auf den Volksschulen. Doch auf der rheinischen höheren Schule wurde das so gepflegt, daß aus meiner nächsten Schulkameradschaft ein angesehener Maler, ein Kunstkritiker, -sammler, -schriftsteller und zwei Museumsleute hervorgegangen sind.

★

Hans Jürgen Hansen, Sylt / Bäderinsel der Nordsee. Hamburg, Orbis-Verlag, 64 S. — Hans Jürgen Hansen, Travemünde. Ebenda, 62 S. Beide Hefte 1953. Kart. je 2,85 DM.

Mit Feder und Strahlenfalle graßt der Hamburger Verlag geschickt die Schönheiten der nahen Seebäder ab; gute Werbung für sich wie für die Bäder. Zu ihnen zieht es den Binnenländer, ohne das große Wasser mag der Küstenanwohner nicht sein. Keinem unserer Inselbäder wollen wir zu nahe treten: Sylt bleibt doch ihrer aller Krone. Zu ganz großer Natur gefellen sich Kulturdenkmale von Urzeit her, Steingräber, romanische Kirche, anheimelnde Nordfriesenhäuser. Das alles geben Text und Bild wieder. Ewiger Wind, ewige Brandungswelle. Wenn man unter den vortrefflichen Aufnahmen etwas vermissen könnte (vielleicht auch eine Innenansicht des Wenningstedter Großsteingrabes), so dies, wie über die, das Gehört einfallenden, schräg ansteigenden, grauen, aber buntbäumten Granitmauern schräg und grauflbern schimmernd sich das verwitterte Holz der Planken hebt und sich diese Schräge darüber fortsetzt in den ostwärts gerichteten sturmzerzausten graugrünen Obstbäumen und dem schirmenden bemoosten graugrünen Reitdach. Alles duckt sich vor dem Wind. Wenn irgendwo, so kommt hier zum Bewußtsein, was der junge Goethe, ohne noch das Meer zu kennen, in dichterischer Schau gesehen und in gegenfänglich gebauten Versen so geformt hat:

Wind ist der Welle
Lieblicher Buhler;
Wind wühlt von Grund aus
Schäumende Wogen.
Seele des Menschen,
Wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind!

★

Nicht jeder aber kann das Brausen und Rauschen, den erbarmungslosen Strahl der Sonne (wenn sie schon scheint) ertragen; ihm ist die weniger großartige, dafür lieblichere Ostsee gemäßer. Hat Sylt neben stiller Einsamkeit den Weltbadebetrieb von Westerland, wo sich einst die ersten Ladengeschäfte aus Berlin W ein Stellbildein gaben: köstliche Blumen, edle Teppiche, Juwelen und seltene Porzellane des Adels und Fernen Ostens, so nimmt in der langen Linie der Bäder an der Neustädter Bucht Travemünde eine ähnliche Stellung ein.

Schr.

Heinrich Rütther +

Das Ende, das Familie und Freunde nach dem Lauf des Lebens seit Jahr und Tag fürchten mußten, dem er selbst mit Zuversicht und ruhigem Mute entgegen sah, ist doch überraschend gekommen. Wir trauern um Heinrich Rütther, denn er war uns allen ein Halt, ein fester Punkt. Dabei denken wir nicht einmal an seinen Beruf des Seelsorgers, der sich auch um die wirtschaftliche Wohlfahrt seiner Gemeinde kümmerte. Sein Heimatgefühl, das große Vaterland umfassend, aber von dem Lande Hadeln ausgehend, dem er durch viele Geschlechter entstammte, vertiefte sich bei ihm (wie bei dem Bruder, Prof. Dr. Eduard Rütther) zur wissenschaftlichen Erforschung der Heimat, deren Rechts- und Verfassungsverhältnisse ihn vor allem anzogen. Er wurde einer der Begründer der Historischen Kommission für Niedersachsen. Und innerhalb unseres Heimatbundes war er einer der tätigsten Mitarbeiter und der unermüdlische Anreger. Er war unser Ehrenmitglied, aber bei seiner hohen Auffassung des Verhältnisses betrachtete er schon als Ehre, Mann vom Morgenstern zu sein. Hätte ihm das alles schon eine hervorragende Stellung unter den Morgensternern wie in Hadeln verschafft, daß man auf ihn hörte, sich auf seine Erfahrung und Vertrautheit mit allen führenden Männern des Landes verließ, so war da doch noch ein anderes Unwägbares, das uns um den Verlust klagen läßt. Heinrich Rütther besaß jene gewinnende, selbstverständliche, natürliche Menschlichkeit, die aus sauberster Gefinnung entspringt, sich fördernd einsetzt und hilfsbereit Liebe und Güte ausstrahlt, wo er es für richtig erkannt hatte. Darum auch nahmen wiederum wir Anteil an seinen persönlichen Geschichten, freuten uns etwa und waren stolz mit ihm, als er noch ganz vor kurzem auch den zweiten Urenkel selbst getauft hatte.

Den Freunden hielt er die Treue; er hielt sie bis zuletzt dem Morgenstern. Treue um Treue! Dem getreuen Mann wird der Morgenstern Liebe und Treue über das Grab hinaus halten.

T. h. A. Schröter.

Lebendige Heimatarbeit

Mitteilungen und Hinweise aus dem Arbeitsgebiet und seiner Umgebung

Unsere nächsten Veranstaltungen:

- Sonntag, 16. Mai: Marschenratsfahrt ins Jeversland.
Sonntag, 23. Mai: Hauptversammlung in Bederkesa.
Um Pfingsten: Vier- bis Fünftagesfahrt in die Niederlande.
Sonntag, 30. Mai: Treffen mit Bremer und Stader Verein (Land Hadeln).

Tagesfahrt ins Saterland

Sonntag, 20. Juni 1954

Bremerhaven, Dedesdorf, Brake, Oldenburg (Landesmuseum), Edewechterdamm, Friesoythe, Strücklingen, Nordloh, Apen, Weesterfede, Jaderberg, Rodenkirchen, Dedesdorf, Bremerhaven.

Zwölftagesfahrt in den Böhmerwald und nach Oberbayern

vom Montag, 12. Juli, bis Freitag, 23. Juli 1954.

1. Tag: Bremerhaven, Bremen, Hannover, Nordheim, Hedemünden, Berratal, Bad Sooden, Allendorf, Hoheneichen, Obersuhl, Hersfeld, Tann.
2. Tag: Tann, Gersfeld, Bad Neustadt, Kloster Banz,ierzehnheiligen, Lichtenfels, Kronach.
3. Tag: Kronach, Kulmbach, Bayreuth, Fichtelgebirge, Wunsiedel, Waldjassen, Steinwald, Weiden.
4. Tag: Weiden, Plesheim, Leuchtenberg, Murrach, Cham, Rötting, Bodenmais, Zwiesel.
5. Tag: Zwiesel, Bayerisch Eisenstein, Gr. Arber (1459), Arbersee, Zwiesel.
6. Tag: Zwiesel, Regen, Deggendorf (Donau), Osterhofen, Vilshofen, Passau.
7. Tag: Passau, Burg Neuburg (Jnn), Altötting, Tittmoning (Salzach), Traunkirchen, Chiemsee, Prien, Wasserburg.
8. Tag: Wasserburg, Landsbut, Regensburg, Kelheim (Donaudurchbruch), Kloster Weltenburg, Altmühlal, Eichstätt.
9. Tag: Eichstätt, Solnhofen, Nürnberg, Erlangen, Pommersfelden, Bamberg.
10. Tag: Bamberg, Schweinfurt, Bad Kissingen, Brückenau, Fulda.
11. Tag: Fulda, Schlitz, Hedemünden, Hann.-Münden, Karlshafen.
12. Tag: Karlshafen, Fürstenberg, Hörter, Corvey, Bodenwerder, Hameln, Bückeburg, Minden, Nichte, Bremen, Bremerhaven.

Dreitägeseahrt in den Harz und Deister

vom Donnerstag, 19. August, bis Sonnabend, 21. August 1954

1. Tag: Bremerhaven, Bremen, Bücken, Hoya, Rethem (Aller), Schloß Ahlden, Schwarmstedt, Hannover, Hildesheim, Verneburg, Jägerhaus, Bodensteiner Klippen, Abtuden.
2. Tag: Ahlden, Mechtshausen (Wilhelm-Busch-Grab), Seesen, Lautenthal, Hahnenflee, Bodswiese, Goslar, Romferrhalle, Altenau, Torfhaus, Odrteiche, Dammhaus, Clausenthal-Zellerfeld.
3. Tag: Clausthal-Zellerfeld, Bad Grund, Bad Gandersheim, Alfeld, Leinetal, Gronau, Burgstemmen, Sappark, Springe, Deister, Bad Nenndorf, Neustadt a. R., Bremen, Bremerhaven.

Alle näheren Auskünfte bei dem Fahrtenleiter Ferdinand Riedel, (23) Bremerhaven-G., Weidestraße 2, Ruf 28 83.

★

Vorbildliches. Für die Vier- und Marschlande veranstaltete die Hamburger Baupflege eine kleine Ausstellung: Liebeserklärung an die Heimat und Beschwörung des guten Geschmacks. Sinn: Hinweis auf die hohen Werte der Überlieferung örtlichen Bauens in dieser eigenartigen Kulturlandschaft und Anregungen für die Gegenwart.

Wer noch das Glück gehabt hat, in Cloppenburg das Innere des gewaltigen Quatmannshofes zu sehen, dem wird sich auch der Vergleich mit einem Tempel, einem kultischen Bau hoher Ordnung aufgedrängt haben. So steht es nicht in Erstauenen, jetzt zu hören, daß in Russee, unweit Kiel, ein aus dem Osten vertriebener Pfarrer aus einem ansehnlichen Bauernhaus, dem Vermächtnis einer erbenlosen alten Bauernfamilie, untätiger Mitwirkung der ganzen Gemeinde ein Gotteshaus geschaffen hat. Es bedurfte nur gründlicher Säuberung, ein Altartisch war zu beschaffen, und aus Ziegeln eine Kanzel aufzuführen, und die reithgedeckte, nun mit einem Kreuz geschmückte dreischiffige Halle war in einen ehrwürdigen Kirchenraum verwandelt.

★

Das Morgensternmuseum bleibt am Himmel: fahrtstage und an beiden Pfingsttagen geschlossen.

Das „Niederdeutsche Heimatblatt“ erscheint monatlich als Beilage der Nordsee-Zeitung/Nordwestdeutschen Zeitung. Es kann gesondert bezogen werden zum Preis von vierteljährlich 0,60 DM einschließlich Postkosten. Druck und Verlag Nordwestdeutscher Verlag Ditzén & Co., Bremerhaven, Hafenstraße 140. Für den Inhalt verantwortlich: Th. A. Schröter, Langen, Leher Landstraße 58.